

Neue Freie Presse. Herausgegeben von Eduard Bacher und Moriz
Benedikt. Morgenblatt. Nr. 11475. Wien, Dienstag, den 4. August 1896.

Eduard Hanslick, Hanns v. Bülow's Briefe.

1 Hanns v. Bülow's Briefe.

Ed. H. Die vor mir liegende Sammlung Bülow'scher Briefe ist ganz eigentlich eine Autobiographie in Correspondenzform. Zwei starke Großoctavbände von je 500 und 400 Seiten — und doch nur die Zeit von Bülow's 11. bis zu seinem 25. Jahre umfassend! Also seine Kinder-, Lehr- und ersten Wanderjahre. Erst die folgenden Bände sollen von seiner künstlerischen Reise sprechen und von seinem Ruhme. Hanns v. Bülow hat musikalisch in dreifacher Eigenschaft gewirkt: als Componist, als Clavier-Virtuose und als Dirigent. Sein schöpferisches Vermögen, weder reich noch eigenartig, konnte ihm einen Platz in der Musikgeschichte nicht erobern; die wenigen gedruckten Compositionen Bülow's sind längst vergessen und haben niemals lebendig gewirkt. Als Virtuose hingegen und als Dirigent entfaltete er ein glänzendes Talent und eine bewunderungswürdige Thätigkeit. Auf diesem Gebiete *einer* der Allerersten gewesen zu sein, reicht das hin, wird man fragen, zu einem so pyramidalen literarischen Denkmal wie diese, nur den Anfang bildenden zwei Bände? Gerade an erstaunlichen Clavier-Virtuoson und genialen Dirigenten ist unsere Zeit nicht arm; sie ist daran reicher, als irgend eine frühere Periode. Welche Ausnahmstellung gebührte also Bülow gegenüber seinen gefeiertsten Collegen? Die einer geistvollen, hochgebildeten, in allen Lebensäußerungen energischen und interessanten Persönlichkeit. Und darum lesen wir seine Briefe mit so lebhaftem Antheil. Bülow's verehrungswürdige Witwe (eine geborene Wienerin, als Fräulein ein hervorragendes Mitglied des *Schanzer* Meininger Hoftheaters) hat durch die Herausgabe der Briefe wie durch ihre vortrefflichen biographischen Erläuterungen dazu sich ein unleugbares Verdienst erworben, nicht bloß um das Andenken ihres Gatten, sondern auch um die musikalische Specialgeschichte der letzten 45 Jahre. Es ist an diesen Bänden viel zu loben und zu lernen. Eben deshalb möchte ich ein kleines Bedenken mir lieber jetzt gleich vom Herzen reden, um dann ganz unbeirrt das Gegebene zu genießen. Dieses Bedenken richtet sich gegen die enorme Ausdehnung und Ueberfülle der Briefsammlung. Zwei so dicke Bände, und das Alles nur Briefe aus Bülow's ersten 25 Jahren! Das heißt doch, um ein Wort Shakespeare's anzuwenden, „to make the service greater than the god“. Die Briefe aus Bülow's Knabenjahren hätten wol wegbleiben dürfen; sie interessieren doch nur seine Familie. Man sehe die Briefe an seine Schwester Isa, mit all den kindischen Fragen und Mittheilungen über das kleine Hündchen, die Circusvorstellungen und dergleichen; man lese die neun Druckseiten füllende Reisebeschreibung des 16jährigen Hanns an seine Mutter, die eingehenden Berichte über die Krankheit des „kleinen Arnoldchen“ u. s. w. Aber auch die späteren Briefe hätten eine strengere Auswahl vertragen. Bülow schildert nämlich dieselben Erlebnisse oft in zwei, auch drei verschiedenen Briefen: an seinen Vater (in der Schweiz), an die Mutter und die Schwester (in Dresden), an die Freunde Raff, Uhlig, Cornelius; in späterer Zeit an

Liszt und an die Mutter. Schreibt er doch selbst einmal aus Weimar an seine Schwester: „Du hast keinen Begriff, wie gräßlich es ist, zweimal dasselbe sagen zu müssen, zudem wenn man über einen langweiligen Gegenstand Mittheilungen macht.“

Wichtiger und interessanter werden die Briefe von 1848 bis 1849. Da finden wir den jungen Bülow als Studirenden der Jurisprudenz an der Universität Leipzig. Es war mehr der Wille der Eltern als sein eigener Wunsch, was ihn zur Juristerei führte. Hatte er doch bereits Proben einer ungewöhnlichen Musikbegabung abgelegt, sogar in Stuttgart schon 1845 öffentlich concertirt. Allein seine Eltern konnten sich mit dem Gedanken nicht befreunden, daß ihr Sohn die so unsichere, obendrein für den Träger eines altadeligen Namens unpassende Virtuosenlaufbahn erwähle. Er hatte es übrigens nicht zu bereuen, sich eine zeitlang mit Jurisprudenz, Philosophie und Sprachen befaßt zu haben — Studien, denen er die Erweiterung seines geistigen Horizonts und damit die Ueberlegenheit über die meisten seiner Fachgenossen verdankte. Der Aufenthalt in Leipzig während des Revolutionsjahres 1848/49 brachte ihm peinvolle Stunden. Bülow war von Herzen demokratisch gesinnt, so gern er in seinem gesellschaftlichen Auftreten den „Cavalier“ merken ließ. Hielt er es doch trotz seiner Mittellosigkeit für unschicklich, von zwei vornehmen Damen in Weimar Honorar anzunehmen für den ihnen ertheilten Clavierunterricht; er habe „großen Widerwillen gegen diesen *unadeligen Act*“. Aber in der Achtundvierziger-Bewegung stand er mit allen seinen Sympathien auf Seite des Volkes und mußte täglich schweigend, knirschend anhören, wie seinehochconservativen Verwandten, bei denen er wohnte, jede freie Regung verdamnten. Natürlich wurde da auch Richard Wagner wegen seiner Theilnahme an der Revolution heftig geschmäht, er, den der junge Bülow schwärmerisch verehrte. „Ich wollte dir etwas ver schweigen,“ schrieb er nach dem Dresdener Mai-Aufstande an seine Mutter, „allein es ist mir unmöglich, ich muß damit heraus: ich kann es in diesem Hause nicht mehr aushalten, denn ich bin ein Mensch und keine Maschine. Jede Stunde hier ist eine Qual. Die deutlich ausgesprochene Geringschätzung, ja *Verächtigung* in den letzten Tagen ist nicht mehr zu ertragen. Ich wollte, ich wäre kein Mensch, sondern ein dummes unvernünftiges Thier, um nicht die Empfindungen zu fühlen, die mich durchpeitschen! Ich bitte dich flehentlich, schick’ mich anderswo hin — trockenes Brot wäre mir lieber!“ Sein Leipziger Exil dauerte nicht lange. Nach einem für Bülow sehr wichtigen Ausflug nach Weimar, wo er Liszt kennen lernte, übersiedelte er 1849 nach Berlin, um an der dortigen Universität seine Studien fortzusetzen und in Musikzeitungen als enthusiastischer Kämpfer für Richard aufzutreten. Dieser war sein Ideal in *Wagner* Allem und Jedem; er wehrt sich heftig dagegen, daß man „die *Heiligkeit* Wagner’s“ antaste. Ueber diese „Heiligkeit“ hatte Bülow in späteren Jahren freilich recht schmerz liche Erfahrungen am eigenen Leib zu machen. In Berlin hört er zuerst von der geplanten Aufführung des „Lohen“ unter grin Liszt’s Leitung in Weimar. „Käme es zu Stande, so müßte Weimar die *Hauptstadt der Welt* werden!“ Natürlich reist Bülow zu dieser Aufführung nach Weimar, wo die musikalischen Eindrücke, insbesondere auch der tägliche Verkehr mit Liszt, den entscheidenden Wendepunkt in seinem Leben vorbereiten.

Die Sehnsucht, ganz der Musik zu leben, wächst immer heftiger in ihm, im selben Maße die Unzufriedenheit mit dem „gräulichen Berlin“. Was die Gemüthsverfassung des jungen Mannes vollends trüben mußte, war der offenkundig hervorgetretene Zwiespalt zwischen seinen Eltern. Der Vater wie die Mutter, sie Beide waren in ihrer Art vortreffliche Menschen, aber durchaus nicht harmonisch zusammengestimmt. Eduard v. Bülow ließ sich von seiner Frau scheiden und heiratete eine Verwandte, Louise v. Bülow. Mit dieser übersiedelte er in die Schweiz, wo er ein kleines Schloß, Oetlis hausen im Thurgau, angekauft hatte. Hanns v. Bülow’s Mutter und sein Schwesterchen Isa blieben in Dresden zurück. Er selbst begab sich nach Oetlishausen zu Besuch bei seinem Vater und schien dort anfangs wohlauf und zu frieden. Eines Morgens aber war Hanns verschwunden. Er fehlte zum Frühstück, zu Tische, zum

Abendessen. Alle Nachfragen blieben erfolglos. Der Vater äußerte sehr bald: Hanns ist gewiß zu Wagner nach Zürich gegangen. So war es auch. Er hatte in der nächsten Station, Rorschach, die Post genommen und sich nach Zürich gewendet. Anderntags kam er zurück, sehr ergriffen und aufgeregt. Er fiel dem Vater zu Füßen und bat, ihn Musiker werden zu lassen. Der Vater gab nach, unter dem Vorbehalt, daß auch die Mutter einwillige. Die beiden Briefe Bülow's an seine Mutter, worin er seinen Lebensplan aus einandersetzt und ihre Zustimmung erbittet, gehören zu den schönsten Zeugnissen für seine kindliche Liebe wie für die Reife seines Verstandes und Charakters. „Ich versprach dir,“ schreibt er der Mutter im September 1850, „Jurisprudenz zu studiren, und bin auch heute noch gesonnen, mein Verprechen zu halten. Aber verhehlen kann ich es dir nicht länger: es mangelt mir ebensowol Talent als Lust und Liebe, um ein guter Rechtsgelehrter, ein Mann der Wissenschaft zu werden. Zum Staatsdienst ist es mir rein unmöglich, mich zu entschließen, ich passe zu wenig in dieses mir unbeschreiblich verhaßte Gebiet.“ Wenigstens ein „Probe halbjahr möge sie ihm bewilligen, um unter Wagner's Leitung in Zürich sich zum praktischen Musiker auszubilden“. Als die Mutter auf ihrer Weigerung verharrte, schrieb Bülow ihr einen zweiten, langen, rührend liebevollen Brief:

„Lange habe ich geschwankt und gezaudert, dir zu schreiben, denn ich habe dir gegenüber ein böses Gewissen; ich habe eine gewaltsame Verletzung aller kindlichen Pflichten gegen dich begangen und bin mir dessen vollkommen bewußt, da nicht Leichtsinns mich bethört und keine Ueberstürzung stattgefunden hat, denn sonst wäre ihr ja die Reue auf dem Fuße nachgefolgt, und ich wäre nicht mehr hier und unser Verhältniß zu einander nicht gebrochen oder gestört. Ich be reue jedoch die That, die vom Standpunkte meiner heiligen Pflichten gegen dich verwerflich zu nennen ist, nicht und fürchte nun, dein gerechter Zorn habe über die Mutterliebe den Sieg davongetragen; ich fürchte — und Thränen stehen mir bei dieser schmerzlichsten aller Besorgnisse in den Augen — du könntest von deinem Sohne, der sich von seiner Mutter selbst getrennt, nichts mehr wissen wollen; du er kennest ihn nicht mehr als solchen an; du werdest vielleicht auch jedes von ihm gekommene Schreiben ungelesen ver nichten. Ich gab mich keiner milden Täuschung hin; ich machte es mir klar, daß das Alles natürlich sein würde, daß ich allein die Schuld trage und es nicht anders verdient habe. Und dennoch konnte ich mich nicht darein ergeben, konnte es nicht fassen, und die Furcht, die traurige, unselige Gewiß heit zu erlangen, daß dem so sei, hielt mich vom Schreiben ab. Besteht nun auch heute dieselbe Furcht noch in vollem Maße, so läßt es mir doch keine Ruhe und drängt mich, den Versuch zu machen, dich zu fragen, ob es wirklich wahr sei, daß ich unser Verhältniß unwiderruflich aufgelöst, daß ich mir die Mutterliebe durch meine That rebellischen Un gehorsams auf immer verscherzt habe. Ich vermag nicht zu glauben, daß es wirklich so sein könne, daß deine unbesiegbare Antipathie gegen den Mann, den ich so hoch verehere und der durch die warme, herzliche Theilnahme, durch die väterliche Fürsorge für mich sich die größten Ansprüche auf meine Liebe und Dankbarkeit erworben hat, so allmächtig sein könnte, dir den Sohn ganz aus dem Herzen zu reißen.... Es ist meine Bestimmung, die entschieden sich an den Tag legende Tendenz meiner Kräfte und Anlagen, Wagner nachzustreben, ohne sklavische, kindische Nachahmung. Ich sage jetzt: besser selbst ein mittelmäßiger Musiker als ein guter, sogenannt tüchtiger Jurist. Wagner glaubt, ich werde ein guter Musiker, ein bedeutender Künstler: es ist an mir, sein Vertrauen im Laufe der Zeit zu rechtfertigen. Diesen Winter absolvire ich hoffentlich mein Brotstudium, ich werde ein guter, routinirter Dirigent, wozu ich — nach Wagner's Worten — die entschiedenste Anlage durch meine Feinheit des musikalischen Ohres, durch die Leichtigkeit meiner Auffassungsgabe, meiner schnellen Uebersicht, meines fertigen Clavierspiels besitze. Als Dirigent werde ich dann überall mein Brot verdienen können und in den Stand gesetzt sein, ohne Nahrungssorgen zu produciren.“

Sowol R. wie *Wagner* suchten in hochintelligenten, ausführlichen Briefen (welche dem ersten Bande beige gedruckt sind) Bülow's Eltern zu überzeugen, wie unrecht sie thäten, wenn sie ihren so genial angelegten Sohn seiner natürlichen Bestimmung, der Musik, entziehen wollten. R. Wagner erklärt der Mutter Bülow's unumwunden, daß er ihren Wunsch, Hanns möchte seine juridischen Studien fortsetzen, für *verderblich* halte. „Verderblich für die fernere Entwicklung des Charakters und der Thätigkeit Ihres Sohnes, verderblich für die Erhaltung eines gedeihlichen, ungestört liebevollen Verhältnisses zwischen Mutter und Sohn.... Geben Sie willig, gern und schnell dazu Ihre Zustimmung, daß Ihr Sohn nicht einen Augenblick mehr im Zwange gegen seine wohlbegründete und geprüfte Neigung lebe!“ Die Mutter Bülow's blieb ungerührt; der Vater gab endlich nach, als Hanns durch Wagner's Vermittlung eine Art zweiter Capellmeisterstelle in Zürich erhielt. Diese Herrlichkeit währte freilich nur zwei Monate. Nach einem scharfen Wortwechsel Bülow's mit dem Gatten der Züricher Primadonna erklärte diese, unter der Leitung Bülow's nicht mehr auftreten zu wollen. Die Sängerin war dem Director unersetzlich, und so mußte der junge Capellmeister das Feld räumen. Mit beiden Händen ergriff er die ihm angebotene Capellmeisterstelle an dem kleinen Theater in St. Gallen. Was hatte er da Alles zu leisten und zu erdulden! Das kleine, ungeübte Orchester bestand aus lauter Dilettanten, die sehr schlecht spielten, aber sehr höflich behandelt sein wollten. Nach der ersten Probe kommt Bülow „fast“ zu der Ueberzeugung, daß mit diesen Leuten absolut nichts anzufangen sei: „es ging nicht einmal infam, es ging gar nicht“. Seine Briefe erzählen höchst er götzliche Details aus seiner Capellmeisterei in St. Gallen. Jedenfalls hat er dort durch die unbarmherzige Praxis viel gelernt; er wird früh ein eminenter Dirigent. Bei dem Studium des „Freischütz“ gelangt Bülow zu der fortan von ihm festgehaltenen Einsicht und Methode: die Partitur gründlich durchstudieren heißt sie auswendig lernen. „Erst wenn man es mit einer Oper so weit gebracht hat, das heißt mit einer guten Oper, wo jede Note, jede Nuance, jedes Instrument seine besondere Bestimmung und Bedeutung hat, glaube ich, ist man im Stande, sie gut einzu studieren und zu dirigieren, was nur geschehen kann, wenn man nicht nöthig hat, in die Partitur hineinzublicken.“

Aus diesem qualvoll beengenden Wirkungskreis erlöst ihn, der, im Einverständnisse mit *Liszt* Bülow's Eltern, ihn in Weimar bei sich aufnimmt und persönlich seine weiteren Musikstudien leitet. Die Weimarer Periode (1851 bis 1853) wurde für Bülow's Ausbildung zum Clavier virtuosen der wichtigste Abschnitt seines Lebens. *Liszt* erwies sich ihm da als genialer Führer und als väterlicher Freund. In *Liszt*'s Wohnung auf der Altenburg fühlte sich Bülow bald heimisch, gewann auch die specielle Zuneigung von *Liszt*'s Freundin, der Fürstin Wittgenstein. Es ist eine feine Bemerkung von V., daß man alle diese Per *Widmannsonalien* mit verdoppelter Theilnahme liest, weil man sich vergegenwärtigt, welche intimeren Bande diese genialen Menschen später noch enger verknüpfen sollten und welche schicksalsvollen Beziehungen diese Verhältnisse dann durch *Wagner* erhielten. Der Leser genießt hier einmal das Vergnügen einer allwissenden Vorsehung, welche die gegenwärtigen Beziehungen der handelnden Personen zugleich mit der Kenntniß ihrer ihnen selbst noch verborgenen zukünftigen Schicksale überblickt. Die Briefe aus Weimar sind ganz besonders charakteristisch für Bülow, den ehrlichen, hoch begabten, aber rücksichtslosen und nicht selten anmaßenden jungen Mann. Er lebte nach seiner Devise „honnête et exalté“. Seine Mutter berichtet nach einem Besuche in Weimar über ihn: „Hanns ist sehr fleißig, aber in beständiger Aufregung; er würde sehr viel leisten, aber leider widmet er seine meiste Zeit der Verherrlichung *Wagner*'s; er ist fanatisirt und opfert sich gänzlich auf, setzt sich und alle seine Zwecke hintan deßhalb.“ Die Exaltation für *Wagner* macht ihn auch (ganz verschieden von *Liszt*) ungerecht gegen jede andere Richtung. Daß *Auber*'s „*Fra Diavolo*“ in Deutschland noch gerne gehört werde, findet er lächerlich, da doch diese Oper in Frankreich selbst längst beseitigt sei.

Aber „Fra“ ist *Diavolo heute* noch ein Lieblingsstück im Repertoire der Opéra Comique. Er verflucht „die wahrhaft unermesslich verderblichen Wirkungen, welche der französische und itale Schund seit der Juli-Revolution auf allen lienisch deutschen Bühnen ausgeübt hat.“ Als er in einem Orchesterstücke seines Freundes Raff die Pauken schlägt, ärgert es ihn nachträglich, weil er erfährt, habe einmal *Meyerbeer* Cherubini denselben Dienst erwiesen. Gegen Henriette Sonntag schreibt er einen fulminanten Artikel, „der sich gewaschen hat“; hauptsächlich wegen ihrer „schäbigen Wahl“ (Regimentstochter, Martha) und wegen der Verwerflichkeit des Coloraturgesanges überhaupt. Diese „von Frechheit platzende“ Recension über eine der berühmtesten Künstlerinnen „machte Scandal“, wie Bülow selbst nicht ohne Befriedigung voraus sagte. „Meine Unpopularität ist hier grenzenlos,“ schreibt er aus Weimar im Mai 1852 an seine Mutter; „ich freue mich höchlichst darüber, da sie eine Filial-Unpopularität der Liszt’schen ist und das qu’ils me haïssent, pourvu qu’ils me craignent hier anwendbar ist.“

Nachdem Bülow in Weimar (in Joachim’s Quartett- Soirée), dann bei dem Musikfeste zu Ballenstedt als Clavier spieler großen Beifall geerntet, entwirft er mit Liszt den Plan zur ersten Kunstreise. Das Ziel derselben ist. *Wien* „Meine eigentliche Absicht in Wien,“ schreibt er dem Vater, „besteht darin, so viel Geld als möglich zu machen, denn eine ruhige Unabhängigkeit ist mir vor Allem für ein Künstlerleben und Wirken, wie ich es mir wünsche, vollkommen unentbehrlich.“ Welch bittere Enttäuschung harnte seiner! Gegen Ende der Saison kommt Bülow nach Wien und gibt am 15. und 19. März zwei Concerte. „Mein erstes Concert brachte neben der Ausgabe von 133 fl. 19 kr. die Einnahme von 28 fl. Ich hatte also 105 fl. darauf zu zahlen! Mit dieser Unsumme hatte ich das Recht erkaufte, meinen Namen in mehr als einem Dutzend Blättern auf das unsinnigste heruntergerissen zu sehen...“ schreibt Bülow an seine Mutter. Liszt’s Empfehlungen hatten ihm nichts genützt, Namen und Bekanntschaften besaß er noch nicht... dafür befand er sich trotz Liszt’s Generosität — er hatte ihm 200 fl. vorgestreckt — schon nach ein paar Tagen seiner Anwesenheit in schweren Geldcalamitäten. Er sieht sich von lauter Feinden umringt, „cynisch“ und „wie“ dünkt ihm dasselbe, das nerisch Wiener Klima „ruinirend“, er findet, daß in dieser Stadt „die Commodity des Alters ist“... kurz, in Wien ist Alles schlecht, abscheulich, miserabel. Die Worte: „... ich hätte am liebsten während des Spieles abbrechen, einige Stühle dem Publicum ins Gesicht schleudern... mögen,“ zeichnen so ziemlich vollständig seine Stimmung.

In Oedenburg, Preßburg und Budapest erringt er ehrenvollen Beifall, aber so wenig Geld, daß er auf Unterstützung vom Hause angewiesen bleibt. Den Glauben an seinen Beruf vermag aber all das Mißgeschick nicht zu erschüttern. Er schreibt an die Mutter: „Ich mache mir einerseits Vorwürfe und Gewissensbisse, daß ich dir so viel wirklich theures Geld koste, während andererseits das Bewußtsein meines — ich darf es nach den bitteren Erfahrungen, nach den tiefen Entmuthigungen wol sagen — außergewöhnlichen Talents mich wieder Muth fassen läßt und mir die Hoffnung gibt, doch einmal zur Geltung und zu Geld zu kommen.“ In Berlin und Hamburg spielt Bülow mit großem künstlerischen Erfolg; aber der klingende Lohn will sich auch da noch nicht einstellen. Kein Wunder, wenn seine Briefe aus dieser Zeit ein manchmal gereiztes und verbittertes Gemüth offenbaren. Auf einer dieser Kunst reisen lernt er kennen, dessen Erscheinen er *Brahms* anfangs unter dem Eindrucke der bekannten Prophezeiung Schumann’s mißtrauisch beobachtet hatte. Jetzt schreibt er (aus Hannover, 6. Januar 1854) an die Mutter: „Den Robert Schumann’schen jungen Propheten Brahms habe ich ziemlich genau kennen gelernt; er ist seit zwei Tagen hier und immer mit uns. Eine sehr lebenswürdige candide Natur und in seinem Talent wirklich etwas Gottesgaden thum im guten Sinne!“

Und wieder einen Monat später meldet er der Mutter aus Hamburg (28. Februar 1854), daß er im morgigen Concert „einen Satz aus der Sonate von Brahms“ spielen

werde. Das ist, den Briefen nach, der Anfang der Beziehungen Bülow's zu dem „dritten B“, das in jenem späteren Ausspruche Bülow's: „Mit den drei B's gedenke ich an meinem Lebensabend auszukommen“ — neben Bach und Beethoven gemeint ist.

Eine entscheidende Besserung in Bülow's Verhältnissen trat erst ein, als er an das Stern'sche Conservatorium in Berlin als erster Clavierlehrer berufen wurde. Von da aus verbreitete sich immer weiter und nachhaltiger sein Ruhm. Auch seine Mutter, mit welcher er in Berlin nach langjähriger Trennung wieder zusammenleben konnte, hatte nun ihr früheres Widerstreben überwunden und wurde eine überzeugte, rückhaltlose Bewunderin ihres geliebten Sohnes.

„Hanns hat vollendet gespielt,“ schreibt sie im Jahre 1855, „ganz unirdisch schwebt der Ton in der Luft, und seine Auffassung und Ausführung gibt ein Drama. Mit Blick und Ton weiß er das Publicum zu bannen, daß es nicht zu athmen wagt.... In dieser Herrschaft, die er über die Hörer ausübt, liegt für ihn der Reiz des öffentlichen Spielens... Es ist in der That ein eminentes Talent! Etwas Dämonisches! Möge ihm endlich Anerkennung und die Stellung werden, die ihm gebührt!“

Mit diesen Worten von Bülow's Mutter schließt der zweite Band der uns vorliegenden Briefsammlung. In diesen beiden Bänden, auf deren Fortsetzung man mit Recht gespannt sein darf, finden wir die markantesten Eigenthümlichkeiten der Bülow'schen Individualität stark und unverkennbar ausgeprägt. „Ein in tiefem Wahrheits- und Gerechtigkeitsdrang begründetes leidenschaftliches Verlangen, jeder bedeutenden Künstler-Erscheinung zu ihrem vollen Recht zu verhelfen, und zwar lange bevor sich eine ihr günstige Strömung in der Oeffentlichkeit bemerkbar macht, und im Zusammenhange damit die rücksichtslose Bekämpfung von Allem, das sich, bewußt oder unbewußt, diesem Recht entgegensetzt; der persönliche Muth, in solchem Kampfe keine Schwierigkeit zu kennen, keinen Ausdruck und keinen daraus etwa für ihn resultirenden Nachtheil zu scheuen“ — so bezeichnet Frau Marie v. Bülow in einer treffenden Charakteristik die glänzende und sympathische Persönlichkeit ihres Gatten. Wir sehen den folgenden Bänden der Bülow'schen Briefsammlung mit Spannung und Begierde entgegen.